Katholische Blätter für
weltanschauliche Information

ORIENTIERUNG

Nr. 9 23. Jahrgang | Erscheint zweimal monatlich | Zürich, den 15. Mai 1959

Gelebter Oekumenismus

Der «Cercle Saint Jean-Baptiste» in Paris: 1. Der Hintergrund – 2. Die theologische Grundlage – 3. Die dreifache Aufgabe – Vom Staunen und von der «ansteckenden Bewunderung» als der Grundlage missionarischen Wirkens – Von der Anerkennung fremder Kulturen und der Gefahr des Synkretismus – In unseren Großstädten wird das Schicksal der Missionen entschieden.

Protestantismus

Calvin gestern und heute: (zum Calvin-Jubiläum): Calvin und Luther – Calvin und der Weltkirchenrat – 1. Der Mensch: der große Systematiker – ein Schüler der Scholastik – der große Praktiker – der Schöpfer der Einheit – 2. Der Lehrer: Ähnlichkeit mit Ignatius von Loyola – Calvin, ein Verteidiger der natürlichen Gotteserkenntnis – Karl Barth und Calvin in dieser Frage – Calvin gegen die individuelle Freiheit der Bibelauslegung – sein Unfehlbarkeitsanspruch – die heute verlassene Prädestinationslehre – Calvins Klage über die «Barbarei» von Zürich – seine Abendmahlslehre – 3. Der Praktiker: Glaube und Werk untrennbar – Einheit von Evangelium und Gesetz – Religion ist nicht Privatsache – die sichtbare Kirche – die Ämter der Kirche bei Calvin – Staatsauffassung eines Aristoteles und Seneca – der Wert des Rechtes – Schlußerwägung.

Katholische Kirche

Auf dem Weg zur Weltkirche: (eine Vorschau auf das XXI. Ökumenische Konzil): Die Konzilien der Kirche im Vergleich zu andern «Konzilien» – Einigungsbestrebungen der Christenheit (ein kurzer Überblick) – Der Erneuerungsprozeß der großen Weltreligionen und Versuche zu einer Union – Der katholischen Kirche Ausschließlichkeitsanspruch – Eine neue Auffassung von der Einheit in der Kirche? – Christentum und Abendland sind nicht identisch ...

Juden

Israels «Freiheitspartei» tritt in den Wahlkampf: Die Cheruth Israels zweitgrößte Partei – Die Cheruth würde ... einen Weg öffnen zur Versöhnung mit den arabischen Staaten ... eine Liberalisierung der Volkswirtschaft bringen ... die Monopole brechen – Ihre Wähler sind die jungen Leute vor allem – Ihre Stellung zur Religion – Die Trennung von Staat und Religion – Wahlsieg möglich.

Literatur

Nochmals «Reflexionen zu Faust II»: Prof. Walter Muschg's Urteil über Goethes Moral und sein Verhältnis zur sittlichen Schuld – Dämonischer Amoralismus.

Kunst

Ferdinand Gehr (eine Monographie): 1. Als Buchwert, als Beitrag und Dokument – 2. Als Geschichte und Sinndeutung künstlerischen Geschehens.

Der «Cercle Saint Jean-Baptiste» [1]

Unsere weitgehend laizistisch gewordene westliche Welt hat ihr christliches Antlitz fast ganz verloren, wenn sie auch noch häufig ursprünglich christliche Werte bejaht und verteidigt. Aus diesem Fehlen einer einheitlich christlichen Umwelt ergeben sich vor allem drei schwerwiegende Nachteile:

1. Dem Gläubigen, den keine Glaubensatmosphäre mehr trägt, fällt es schwer, sich der Tragweite seiner Berufung durch die Taufe bewußt zu werden.

2. Den der Kirche Fernstehenden und vor allem den vorübergehend in Europa weilenden Fremden aus dem Fernen Osten und aus Afrika bietet sich keine Gelegenheit, die Kirche tiefer kennenzulernen. Diesen oft tiefreligiösen Menschen erscheint der «Westen» atheistisch, imperialistischen Interessen oder der Verteidigung seines Geldbeutels, des Kapitalismus und so fort verfallen. Imponieren ihnen die technischen Errungenschaften, dann laufen sie Gefahr, als Atheisten in ihre Heimat zurückzukehren; vermag sie aber unser Beispiel nicht anzustecken, dann kehren sie festentschlossen heim, ihre geistige Kultur gegen jede Infiltration vom «materialistischen» Westen, auch von seiten der Missionäre, zu verteidigen. Vergessen wir dabei nie, daß die Farbigen, die zu uns kommen, in ihren Ländern wichtige Posten einnehmen oder einnehmen werden.

3. Umgekehrt kennen bei uns viele Christen ihren Glauben nur ungenau und selbst bei den praktizierenden Katholiken ihrer Umgebung begegnen sie vielleicht keinen Vollchristen, die in allen Lebensbereichen ihrem Glauben entsprechen würden. So unterscheiden sie ihrerseits die Transzendenz ihres Glaubens von anderen Religionen nicht mehr. Durch die wirklichen religiösen Werte, denen sie bei Moslems und Hindus begegnen, beeindruckt, erliegen sie schließlich einem religiösen Synkretismus.

Auf diesem Hintergrund versteht man erst das Werk einer Schwester der «Helferinnen der Armen Seelen» (Auxiliatrices du purgatoire). In der Schule des Gebetes gereift, schöpfte sie aus den Quellen des hl. Thomas, des P. de Régnen S. J., des P. Lebreton S. J. und anderer Geistesmänner. Intuitiv erfaßte sie die engen Beziehungen zwischen dem Geheimnis der Dreifaltigkeit und der universellen «Sendung» der Kirche. Das *Wort* und der *Heilige Geist* sind vom *Vater* gesandt, die sündige Menschheit in Seine Liebe zurückzuführen, nachdem sie diese Menschheit mit sich selbst wieder versöhnt haben, «daß alle eins seien, wie Du, Vater, in mir und ich in Dir; daß auch sie in uns eins seien» (Joh. 17,21). Die Kirche, die unter dem Wehen des Hl. Geistes Christus fortsetzt, ist die Gesendete. Sie – und damit jeder Getaufte – hat eine «Sendung», um in sich selber und in der Welt den Plan Gottes zu verwirklichen. Den Christen unserer Zeit fehlt zumeist ein lebendiges Verständnis für die enge Verknüpfung der göttlichen Sendungen im Innern der Heiligsten Dreifaltigkeit mit ihren Sendungen nach außen (ad extra), die der universellen Sendung der Kirche und damit jedes Getauften zugrunde

[1] Siehe auch unseren Artikel «Das Kloster von Toumliline» in Nr. 8, S. 91ff.

liegen. Diese ungenügende Kenntnis des wesentlich «missionarischen», das heißt eine «Sendung» darstellenden christlichen Dogmas ließ in der Schwester den Gedanken reifen, einen Studien- und Betrachtungskreis zu gründen.

Auf diese zeitgemäßen Erfordernisse war das Wirken des 1943 in Paris gegründeten Kreises «Saint Jean-Baptiste» abgestellt. Er stellte sich eine dreifache Aufgabe: Innerhalb der Kirche eine Heimstatt «missionarischer» Kontemplation zu sein, einen Kern theologischer und kultureller Studien zu bilden, ein Treffpunkt vieler Wege zu sein.

Eine Heimstatt missionarischer Kontemplation

Die heilsgeschichtliche Periode, die von Pfingsten bis zur Wiederkunft des Herrn reicht, ist im besondern die Zeit der «Sendung». Das wissen die Mitglieder des Kreises und sie sind sich auch bewußt, daß die Sendung mit dem inneren Ringen um Heiligkeit ihren Anfang nimmt. Vergeblich wäre alles missionarische Wirken, das sich nicht hier erfüllte. Wer einen Sendungsauftrag besitzt, muß ein verwandelter Mensch, ein in Wahrheit Getaufter, das heißt ein neuer Mensch sein, der den alten Menschen abgelegt hat.

Die erste Regung der Seele, durch die der Mensch sich abwendet vom eigenen Ich, ist staunende Anbetung. Solange er in seinem Triebleben, in seiner Verlogenheit und seinem Egoismus versponnen bleibt, ist er unfähig dazu. Solange er sich selbst liebt, denkt er nur an sich, und alles andere – Gott selbst nicht ausgenommen[2] – interessiert ihn nur, soweit es für sein Ich von Bedeutung scheint. Die Anbetung ist aber eine Liebe zum «ich-überwindenden Gott, der unsere Enge und Grenzen sprengt». Das Lob Gottes zerreißt unsere Ketten und schließt uns damit auf für die andern. Es vollendet sich nämlich, wie P. Daniélou treffend sagt, « im Bekenntnis – im biblischen Sinn dieses Wortes –, das heißt in einer ansteckenden Bewunderung». Es entreißt uns uns selbst und weckt in uns den Wunsch, daß alle diese Bewunderung teilen und von ihr erfüllt sein möchten. «So ist das Lob Gottes ein geheimnisvolles Band, wodurch das ‚Du' und das ‚Ich' nicht mehr gegeneinander stehen, wodurch alles versöhnt ist».

So wird die Anbetung Vorbereitung auf die Sendung, denn sie verlangt, daß wir uns persönlich ändern und macht uns mit dem in Gott verborgenen Geheimnis der Welterlösung vertraut.

«Die Sendung ist das vor Anbeginn der Schöpfung in Gott verborgene Geheimnis: alle Völker in der Einheit des mystischen Leibes zusammenzuführen.

Vollzogen wird dieses Geheimnis nach einem göttlichen Plan: die Auserwählung des jüdischen Volkes dient der Vorbereitung; die wesentliche Ausführung liegt in der Sendung des *Wortes*, das durch seine Himmelfahrt die menschliche Natur für immer in das trinitarische Leben emporhebt; angenommen wird das Geheimnis nach und nach von den verschiedenen Völkern in der Zeit von Pfingsten bis zur Parusie.

Aber wie Christus in sich das Heil der ganzen Menschheit bereits vollendet und vorgebildet hat, können auch wir unsichtbar vollenden, vorbilden und vorbereiten das Heil aller, indem wir die dem Evangelium noch fremden Völker durch unser Gebet auf uns nehmen, so daß jenes Geheimnis des vollendeten Gotteslobes, das am Ende der Zeiten offenbar werden wird, wenn auch verborgen, so doch wirklich bereits jetzt besteht.

Das Verständnis dieses Geheimnisses bildet den eigentlichen und einzigen Gegenstand unseres Kreises.» – So schreibt P. Daniélou, der Hauptseelsorger des Kreises.[3]

Indem nun die Mitglieder des «Cercle Saint Jean-Baptiste» sich von der Größe Gottes durchdringen lassen, indem sie das Ärgernis der Trennung der Menschen von Gott und ihrer Gespaltenheit schmerzvoll erleben, indem sie Gott auch im Namen aller jener loben, deren Gebet noch unvollkommen ist, um, wenn möglich, das volle Gotteslob vom Ende der Zeiten zu beschleunigen, stehen sie mitten in der ökumenischen Arbeit. Ob sie nun in einem geschlossenen Kloster sich der reinen Kontemplation widmen oder unter den Nichtchristen apostolisch wirken oder eine andere Tätigkeit ausüben, immer geht ihr Bestreben dahin, die eminent missionarische Berufung des Christen zu leben, und das ist wahrer Ökumenismus. Demütig und großmütig zugleich suchen sie das Tasten und Stammeln aller jener «Völkerscharen», von denen die Hl. Schrift spricht und die noch außerhalb der Kirche stehen, auf sich zu nehmen.

Ein theologisches und kulturelles Studienzentrum

Im Gebet erarbeitet man eine Spiritualität der Sendung oder des Ökumenismus. Als Grundlage dazu benötigt man solide Studien in zweifacher Hinsicht:

Durch Bibelstudium muß der Zusammenhang des göttlichen Planes zum Heil der Menschheit gefunden werden, sein Ruf an alle Völker ist genauer zu präzisieren; durch die Missiologie, die Missionskunde müssen die praktischen Beiträge ausgewertet werden, die uns die reiche und nie abgeschlossene Erfahrung aller jener bietet, die ihr Leben der sichtbaren Ausbreitung des Reiches Christi geweiht haben.

Zweitens muß versucht werden, in den großen Kulturen und Geistesströmungen der modernen Welt die menschlichen Werte, deren Träger sie sind, herauszufinden und anzuerkennen. Dabei muß man bemüht sein, die gewaltigen in ihnen schlummernden Reichtümer nicht zu zerstören, sondern vielmehr durch das Licht Christi frei werden zu lassen. Dieses für ein echtes Verständnis der Kulturen und Geistesströmungen des Islams, Chinas, Indiens, Afrikas, der Orthodoxie, des Protestantismus, des Judentums so bedeutsame Studium hilft uns überdies, unseren Katholizismus von allem zu befreien, was an ihm nur regionales oder westliches «Kleid» ist. Echte missionarische Haltung verlangt Inkarnation: Selbstlosigkeit, Selbstentsagung, Nächstenliebe – und Kampf; indem wir alles aufnehmen und uns doch von den Irrtümern gewisser Systeme durch die ständige Gegenwart Gottes in uns (die das Irrige durchschaut und verwirft) frei halten.

In Korrespondenzkursen, in monatlichen Mitteilungsblättern, in theologischen Studienzirkeln und Arbeitsgruppen sollen alle diese Aufgaben bewältigt werden. Dafür braucht es ein starkes Team von Professoren, Geistlichen, Laien und Ordensleuten.

Ein Treffpunkt

In Anlehnung an den Predigtort des Vorläufers will der «Cercle» zugleich Wegkreuzung und zu durchwatende Furt sein. Hier findet man jene «Wüste», die im Leben Jesu, Johannes des Täufers und so vieler Heiliger dem öffentlichen Leben vorangeht. Monatliche Zusammenkünfte am Morgen, Gruppenversammlungen, Empfänge und eben all das, was zur Entwicklung einer Freundschaft, die durch keine Grenzen behindert wird und zu einem Leben in missionarisch weltweiter Spiritualität beiträgt.

Im Geist selbstloser Freundschaft und gegenseitiger Hilfe sucht der «Cercle» durch seine Mitglieder das Leben von nichteuropäischen Studenten und anderen Fremden in den Großstädten des Westens weniger einsam zu gestalten: Man verschafft ihnen Eingang bei christlichen Familien, wo sie die einzigen tiefen Werte finden können, die unsere westliche Welt ihnen bieten kann. Die Aufgabe ist überaus mühsam, langwierig und erfordert oft eine buchstäbliche «Bekehrung» der westlichen katholischen Kreise. Dann aber wird sie zur Quelle gegenseitiger tiefer Bereicherung. Zugleich entspricht sie

[2] Im Grunde ist das ein Infantilismus der Christen, die Gott Zugeständnisse machen – wie zum Beispiel die Sonntagsmesse –, um ein Recht auf den Himmel zu haben, oder die ihm grollen, weil er ihre Wünsche nicht erfüllt, oder die ihn verneinen, weil er, Gott, ihnen zu nichts «nützt».

[3] «Christus», Cahiers spirituels, Nr. 18, April 1958, S. 261.

einer immer dringlicher werdenden Notlage: «Die Christen des Westens», schrieb kürzlich ein Missionar, «haben China, Indien, Afrika gegenüber eine riesige Verantwortung, denn diese Länder erwachen heute und das schließt ungeahnte Möglichkeiten für das Wohl oder Wehe der Menschheit in sich. Ob die Entwicklung eine materialistische oder geistige Richtung einschlagen wird, hängt nach meiner Überzeugung davon ab, ob die Christen des Westens in ihrem Zeugnis versagen oder nicht. Der Gedanke muß uns ernst stimmen, daß der Fortschritt des Reiches Gottes großenteils an unser Ungenügen oder unsern echt apostolischen Geist gebunden ist.» Von allen Seiten mehren sich die Stimmen, die uns versichern, daß das Schicksal der Missionen nicht in den Missionsländern, wo die Missionäre arbeiten, entschieden wird, sondern in unseren europäischen Großstädten, in denen die Farbigen zu Hunderten ihre geistige und wissenschaftliche Ausbildung suchen, ehe sie morgen die Führer ihrer Völker werden. Die Russen haben die Tragweite und die Dringlichkeit dieser Frage sehr wohl begriffen, denn zu Tausenden nehmen sie diese Farbigen in ihren Universitäten und Schulen von Prag und Moskau auf. Und was tun wir für sie?

Die Mitglieder des «Cercle Saint Jean-Baptiste» erstreben also eine Haltung des Gebetes, der Buße, der Selbstverleugnung und der Verfügbarkeit für ihre nichtchristlichen Brüder. Mehr und mehr geben sie ihnen in ihrem Gebet, in ihrer Freundschaft, in ihren finanziellen Aufwendungen den Vorrang vor allem andern. Dieses Offensein gegenüber den Nicht-Katholiken erfordert ein intensives religiöses Leben, das gepaart sein muß mit einer gründlichen Schulung. Denn zum Offensein muß die unerschütterliche Überzeugung von der Transzendenz des Christentums kommen, die aller Versuchung zum Synkretismus gewachsen ist. Angesichts einer neuen Welle des Atheismus und einer wachsenden Missionstätigkeit anderer Religionen muß bei den Katholiken ein stets brennenderer und erleuchteterer Eifer für das Reich Gottes und das weltweite Wirken der Kirche geweckt werden.

Johannes den Täufer wählte sich der «Cercle» zum Patron, weil er unterschiedslos Juden und Heiden das Kommen des Gottesreiches verkündet und ihnen zuruft was nottut, um es zu erreichen. Er faßt seine Botschaft in einem Wort zusammen, in dem die jahrtausendealte Erfahrung des Judentums nachklingt: «Seid gerecht, achtet euch selbst und die andern, seid ehrlich, redlich, selbstlos, entsprechend den Geboten des Naturgesetzes, die Moses auf dem Sinai gegeben wurden.»

Schlußerwägung

Die Quelle eines jeden gelebten Ökumenismus ist der Wille des Vaters, in seinem Sohn und durch das Wirken des Hl. Geistes alle Familien der Welt in seiner Liebe zu vereinen.

Dieser Wille ist eingeschrieben in das menschliche Herz. Wo immer der Mensch seine wahre Größe wiederfindet und entsprechend seinen wahren Bedürfnissen lebt, da wandelt sich sein Wille zur Macht (der entstellte Aufruf zur Einheit) in Achtung vor dem Nächsten, in dem er seinen Bruder findet.

Bleiben wir diesen von innen und außen durch den «Geist dieser Welt» stets bedrohten Grundforderungen treu, dann wird die Kirche die Einzelnen wie die Völker zu Christus führen, dessen Fortleben auf Erden sie ist. Durch ihn und mit ihm können wir den Tag der Parusie beschleunigen, an dem wir in Ihm, in der Hl. Dreifaltigkeit eins sein werden. Sowohl das Kloster von Toumliline wie der «Cercle Saint Jean-Baptiste» sind jeder auf seine Art Leuchttürme, die uns auf dem Weg zur Einheit voranleuchten, weil sie die Bedingungen eines jeden wahren Ökumenismus erfüllen. *Jean Nicod*

*Zum Calvin Jubiläum**

CALVIN GESTERN UND HEUTE

Mit guten Gründen hat man Genf das «protestantische Rom» genannt. Mehr als Wittenberg war diese «Cité de Dieu» am Genfersee Zentrum und Strahlungspunkt der Reformation geworden. Ihr ungekrönter Papst – ihr einziger – war der Nordfranzose Johannes Calvin (1509–1564). Wohl gehört Calvin nicht zur Gründer-Generation, nicht einmal in Genf. Er hat Martin Luther stets als den ihm überlegenen Bahnbrecher anerkannt.

Unmißverständlich schreibt er an seinen Freund Farel: «Wenn die Reformatoren untereinander verglichen werden, so weißt du, in welchem Abstand Luther alle überragt.» Er nennt ihn «den Erstling unter den Knechten Gottes», «seinen hochgeehrten und im Herrn hochgeachteten Vater». Bei aller Klage über Luthers Stolz und Schmähsucht – er charakterisiert ihn als «Genie von maßloser Heftigkeit» – beteuert Calvin: «Ich habe oft gesagt, daß ich ihm die Ehre antun würde, ihn als großen Diener Gottes anzuerkennen, auch wenn Luther mich einen Teufel schölte», was nicht ganz aus der Luft gegriffen war! Luther seinerseits freut sich immerhin, «daß Gott solche Leute erweckt, die, ob Gott will, dem Papsttum vollends den Stoß geben, und, was er wider den Antichrist angefangen, mit Gottes Hilfe zu Ende führen werde». Calvin ließ sich unter Luthers Einfluß lange von der Lektüre Zwinglis und Oekolampads abhalten. Erst 1534 begann er Zwingli zu lesen. 1542 schreibt er die verräterischen Zeilen: «Ich habe Zwingli nicht ganz gelesen (Calvin konnte nicht deutsch) und vielleicht hat er gegen Ende seines Lebens zurückgezogen und berichtigt, was er anfangs unbesonnen herausstellte. Ich erinnere mich, wie unheilig in seinen ersten Schriften die Sakramentenlehre behandelt wird.» Immer hat er gegenüber Zwingli «erhebliche Distanz» (O. Weber) gewahrt, wenn es auch kaum möglich ist, gewisse Grundgedanken des Calvinismus aufzuzeigen, ohne dabei nicht an Zwingli zu denken. Calvin hat sich noch später über die «Barbarei der Zürcher» ihm gegenüber beklagt.

Nach Luthers Tod wurde Calvin jedenfalls zum ersten Sachwalter der Reformation. Ganz auf die Einheit der Verkündigung und Ordnung in Genf und zugleich ganz auf die Wahrung der Gemeinschaft über Genf hinaus bedacht, überwand Calvin zu einem schönen Teil den «schlimmsten Feind der reformatorischen Sache, die Zwietracht im eigenen Lager» (E. Brunner). Was außerhalb Deutschlands und der nordischen Länder für die Reformation behauptet oder noch gewonnen wurde, verdankt der Protestantismus hauptsächlich Calvin. Der Calvinismus wurde zur dominierenden Form des Protestantismus und zur aktivsten Kraft in der kämpferischen Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche. Durch die aufkommenden neuen Seemächte (Niederlande, England) und ihre Kolonisatoren gewann der Calvinismus größte geschichtliche Wirksamkeit und Weltgeltung bis zur Gegenwart. Die «Reformierten» im engsten Sinn machen heute etwa 45 Millionen aus. Der Geist Calvins erfüllt aber die meisten Mitgliedkirchen des «Weltkirchenrates» mehr oder weniger. Ohne ihn wäre die Ökumenische Bewegung von heute kaum denkbar. Nicht umsonst wurde Genf Sitz des Generalsekretariates des «Ökumenischen Rates der Kirchen».

* 450 Jahre seit Calvins Geburt; 400 Jahre Universität Genf; 400 Jahre seit der ersten französischen Nationalsynode in Paris.

DER MENSCH

Johannes Calvin war wie geschaffen, die oft undurchsichtige und nicht selten widersprüchliche Erbschaft der ersten Generation der Reformation zu ordnen. Calvin war nicht nur einer der gebildetsten Geister seines Jahrhunderts, der in einem studienreichen Leben Philosophie, Rechtswissenschaft, klassische und christliche antike Literatur und privat noch Hl. Schrift studiert hatte, er hatte auch einen ausgesprochenen Sinn für Klarheit und Ordnung. Wie wenige versteht der mehr intellektuell als schöpferisch begabte Franzose die Kunst, den strittigen Punkt einer Debatte genau festzulegen, die Probleme in klarem Umriß und unter dem richtigen Licht zur Diskussion zu stellen, sie in unerbittlich genauen Ausdrücken zu formulieren. Er ist der geborene Systematiker, dem weithin das kühne Wagnis gelingt, Dinge, die im Ursprung der Reformation auseinandergingen, einander anzunähern und das anscheinend Unversöhnbare zu versöhnen. Hierin ist Calvin unter den Reformatoren einzig. Hierin liegt auch sein Eigentum. Er durchdenkt den deutschen Reformationsgedanken mit seinem französischen und lateinischen Geist, d. h. mit einem logischen, ordnenden Intellekt, mit dem Sinn für das «Moralisieren» und dem Drang nach Aktivität. Der Theologe Calvin, der sonst die Vernunft nicht zu hoch einschätzt, wendet alle Hilfsmittel der Vernunft und Dialektik an, um die göttlichen Wahrheiten darzustellen und zu verteidigen. Der Protestant Caroli, der mit Calvin die Klinge kreuzte und seine Fechtkunst zu spüren bekam, bemerkte spöttisch: «Man sieht wohl, daß Calvin Advokat am Châtelet war.» Calvin benützt weithin die Waffen, die ihm die Scholastik geliefert hat, wiewohl er das Lehrgebäude der Scholastik zu zerstören sucht. Calvin blieb ein Schüler der Scholastik, auch indem er sie bekämpfte.

Das Besondere an Calvin liegt jedoch darin, daß der starke Denker auch ein großer Praktiker war. Er kann nicht nur mit Ideen umgehen, sondern mehr noch mit Menschen. Er lehrt wohl, aber vor allem lenkt und leitet er. Niemand hat seine Feinde und seine Freunde besser beurteilt als er. Er kennt ihre Eigenschaften, ihre Fähigkeiten und ihre Schwächen erstaunlich gut. Niemand konnte seine Mitarbeiter besser auswählen und sie so mit einem einheitlichen Willen beseelen wie er. Calvin übt jenen Einfluß aus, der über die Seele herrscht, die Autorität. Er hat eine ganze Armee Getreuer herangezogen, die seine Ideen in die Länder hinaustrugen. Er hat Apostel hervorgebracht, die alles aufs Spiel setzten, Martyrer, die alles ertrugen, um den Glauben zu verbreiten und zu verteidigen. Das Geniale an Calvin war die Einsicht, daß der «neue Glaube», wollte er die «alte Kirche» ersetzen, das Geheimnis ihrer Macht wieder finden müsse, nämlich ihre Einheit und ihren universalen Charakter. Diese oberste Idee beseelte und beherrschte seine Lehre und seine Tat. Calvin hat der französischen Reformation zur Einheit verholfen. Er gab ihr eine geschlossene Lehre und setzte damit der ursprünglichen individualistischen Zersplitterung ein Ende. Die erste Nationalsynode Frankreichs 1559 ist ganz von seinem Geist getragen.

Dennoch ist es Calvin nicht gelungen, Lutheranismus und Calvinismus zu versöhnen. Der Calvinismus hat schließlich eine durchaus eigene Physiognomie bekommen. Er nahm eine ganz und gar eigene Entwicklung, so sehr, daß er und der Lutheranismus zwei Konfessionen wurden und einander oft schier unversöhnlicher gegenüberstanden als Protestantismus und Katholizismus. Das unter Löhes Verantwortung erscheinende lutherische Correspondenzblatt brachte vor 100 Jahren die Haltung der Lutheraner gegenüber den Reformierten auf die Formel: «Selig werden können die Reformierten; das ist aber auch alles. Die reine Lehre haben sie nicht.» Ja im gleichen Blatt war zu lesen: «Die reformierte Richtung führt die Seele an den Abgrund der Gottlosigkeit.»

Das Meisterwerk Calvins und gleichsam die Summa theologica des reformierten Protestantismus ist die «*Institutio Christianae Religionis*» (Unterricht in der christlichen Religion). Zeit seines Lebens hat Calvin daran gearbeitet. Das anfänglich katechismusartige Oktavbändchen von 1536 wurde zuletzt zu einem mächtigen Folianten und bildet in dieser endgültigen Gestalt von 1559 wohl die geschlossenste Dogmatik der Reformationszeit. Kaum ein Buch wurde mehr gelesen. Bis heute ist sie «die Grundlage reformierter theologischer Bildung», «ja heute mehr als je» (E. Brunner).

DER LEHRER

In verblüffender Ähnlichkeit mit *Ignatius von Loyola* (der übrigens fast zu gleicher Zeit wie Calvin auf den Schulbänken des mönchisch-strengen Pariserkollegs von Montaigu saß) stellte der «Luther Frankreichs» Leben und Werk unter die Devise: «Soli Deo gloria» (Gott allein die Ehre!). Sein berühmt gewordener Katechismus von 1541/42 stellte dies an die Spitze von allem. «Gott hat uns geschaffen und in diese Welt gestellt, um in uns verherrlicht zu werden.» «Die wahre Erkenntnis Gottes besteht darin, daß man ihn kennt, um ihn zu ehren.» Calvin nennt die Welt gern «theatrum gloriae Dei» (Schauplatz der Herrlichkeit Gottes). Er versteht die Reformation als Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden, soweit dieses Reich irdisch schon verwirklicht werden kann. Noch auf dem Sterbebett proklamiert Calvin als Ziel alles Wirkens «die Ehre Gottes und die strahlende Ordnung». Diese Devise hat dem reformierten Protestantismus bis auf den heutigen Tag immer wieder die Kraft, den Elan und das stolze Selbstbewußtsein gegeben. Sie gibt auch jeder reformierten Dogmatik ihr besonderes Gepräge. Die meisten theologischen Traktate bekommen davon einen andern Akzent als sie in einer lutherischen Darstellung haben, wo stets die Frage im Zentrum steht: «Wie kriege ich einen gnädigen Gott?»

Weil Verherrlichung Gottes und Erkenntnis Gottes engstens miteinander verknüpft sind, steht bei Calvin die Frage nach der Gotteserkenntnis am Anfang aller Fragen. Die Frage der Gotteserkenntnis bei Calvin, ob eine übernatürliche und natürliche, d. h. ob nur aus dem Worte Gottes oder auch aus der Schöpfung gewonnene Gotteserkenntnis anzunehmen ist, ist in der heutigen protestantischen Theologie heiß umstritten. *G. Gloede* dürfte aber recht haben, wenn er meint, die Frage der natürlichen Gotteserkenntnis müsse bei Calvin mit einem «glatten Ja» beantwortet werden. Tatsächlich redet Calvin, der großen alten Tradition folgend, von einer «doppelten» Gotteserkenntnis, von der Erkenntnis Gottes als Schöpfer und als Erlöser. Der Schöpfergott erscheint auf zweifache Weise, im Werk der Schöpfung und in der allgemeinen Lehre der Hl. Schrift. Der Erlösergott leuchtet uns auf im Antlitz Christi (Institutio I, 1, 2). Für die natürliche Erkenntnis Gottes führt Calvin das berühmte Cicero-Wort an: «Es gibt keine so barbarische Nation, kein so verwildertes Volk, dem die Überzeugung von Gottes Dasein nicht innewohnte.» «Für den Richtig-Urteilenden», meint Calvin, «wird immer feststehen, daß dem Menschengeist der Sinn des Göttlichen unzerstörbar eingeschrieben ist.» Niemand kann als Entschuldigungsgrund die Unwissenheit vorschützen. In dem Vorwort zur Bibel *Olivetans* wird Calvin in der Paraphrase des Psalmverses «Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre» geradezu hymnisch und schließt: «Sankt Paulus hat darum ganz richtig gesagt, daß der Herr sich nie ohne Zeugnis gelassen hat, selbst gegenüber den Menschen, zu denen er nie die Kenntnis seines Wortes gesandt hat.»

Wohl ist durch die sündige Verblendung der Menschen die wahre Gotteserkenntnis teils durch Unwissenheit, teils durch Bosheit erstickt oder verdorben worden, so daß er kaum zwei Worte im Buch der Schöpfung miteinander verbinden konnte und das «sichere und richtigere» Schriftzeichen des Wortes Gottes brauchte, um diese «konfuse Gotteserkenntnis» zu

erhellen und Gott in Wahrheit zu erkennen. Aber es bleibt dabei, «in der Verdorbenheit der Natur leuchtet das Licht immer noch im Finstern». Das Licht ist nicht ganz erloschen. Die Gottlosen in ihrer Angst sind noch dafür Zeuge. Gewiß, Heils-Erkenntnis, die uns zum Leben führt, bringt erst die freie, von Sünde befreiende Offenbarung in Jesus Christus.

Generation um Generation ist in der reformierten Kirche Calvin gefolgt, nachdem noch in der «Heldenzeit» des Protestantismus die Lehre von der natürlichen Erkennbarkeit Gottes in das Gallikanische Bekenntnis 1559 (Art. 2), dessen Grundtext von Calvin selber stammt, aufgenommen wurde und von da aus in die Belgische Konfession 1561 (Art. 2–3) übergegangen ist. Die Lehre war unbestritten, bis in jüngster Zeit Theologen gerade aus dem reformierten Lager dagegen aufgestanden sind, ihnen voran *Karl Barth*, der darin eine der schlimmsten Häresien, den Grund alles theologischen Verfalls, alles kirchlichen Elends in den letzten Jahrhunderten sieht. Jede Theologie, die noch nach einer andern Erkennbarkeit Gottes außer durch die Wortoffenbarung ausschaue, sei auf dem Boden der Kirche «diskussionslos unmöglich». Das katholisch-römische System bestehe gerade in der umfassenden Kombination der Wahrheit Christi mit andern relativ selbständigen Wahrheiten, mit einer Natur- und Vernunft-Wahrheit. Die Folgen einer solchen reinen Offenbarungstheologie sind viel erheblicher als der Laie ahnen könnte. Nicht nur kein Gottesbegriff, auch kein ethisches Gesetz, kein sittliches Gebot im theologischen Sinn könnte mehr mittels des Lichtes der Vernunft unter Rückgriff auf die Vorstellung eines Naturrechtes gewonnen werden, was Calvin noch unbedenklich getan hat. Barth und seine Gefolgsleute suchen natürlich ihren «Kirchenvater» Calvin zu ihrem Anwalt zu machen. Aber es dürfte ihnen schwerlich ganz gelingen. Ein Karl Barth muß selber zugeben, daß «die im übrigen so scharfen Augen der Reformatoren» hier nicht klar genug gesehen haben. Obwohl sie positiv das Schriftprinzip aufgerichtet und damit die Einheit der Offenbarung Gottes in Jesus Christus ausgesprochen hätten, seien sie «leider nicht in derselben Klarheit negativ zu einer grundsätzlichen Ausscheidung der Frage nach einer andern Offenbarung und Erkenntnis gekommen, so daß Unsicherheiten und auch nicht zu leugnende tatsächliche Inkonsequenzen in dieser Hinsicht schon bei ihnen selbst möglich geworden sind». Schon die lutherischen und reformierten Väter, ja schon teilweise die Reformatoren (!) hätten sich nach römisch-katholischem Stil doppelte Buchführung geleistet, indem sie das Buch der Natur neben dem Buch der Gnade aufschlugen. Gerade bei Calvin muß Barth von den «bei jeder neuen Lektüre aufs neue so seltsam berührenden Ausführungen» reden, die der Reformator «Institutio I, 2–3 über das Wesen einer dem Menschen von Natur eigentümlichen Erkenntnis Gottes gemacht hat». In der Tat dürfte nur ein einseitig interpretierter oder radikalisierter Calvin zum Patron der heutigen im reformierten und darüber hinaus im allgemein protestantischen Lager schon weit verbreiteten reinen Offenbarungstheologie erhoben werden können, wie denn *H. Engelland* in seinem Buch «Gott und Mensch bei Calvin» noch dem «düstern» Genfer-Reformator den Vorwurf macht, daß er die Sünde des Menschen nicht ganz ernstgenommen hat, die uns doch von Gott ganz und gar scheide, so daß wir von Natur her gar nichts mehr von ihm ahnen, «auch nicht von seinem Dasein» (31). Die heutigen reinen Offenbarungstheologen müssen sich von dem wahren Calvin allen Ernstes fragen lassen, ob ihre Sicht nicht doch einen Verlust des Horizontes bedeutet!

In der Frage nach den Quellen der Christusoffenbarung war Calvin wegen seiner Ablehnung der Tradition ganz auf die Schrift geworfen. In dem «Sola Scriptura» (allein die Schrift!) geht er mit Luther und Zwingli eins. Die Autorität der Schrift ist für ihn durch das «innere Zeugnis des Hl. Geistes» (Inst. I, 7,1) über alles gesichert. Dieses pneumatische Prinzip hat sich im Gesamtprotestantismus weithin durchgesetzt.

Man würde sich indes einer großen Täuschung hingeben, wollte man im geschichtlichen Calvin die individuelle Freiheit der Bibelauslegung proklamiert finden. «Calvins Werk ist eine Reaktion gegen das von der Reformation selbst aufgestellte Prinzip, gegen die Freiheit des Gewissens angesichts Gottes und gegen die Freiheit der Bibelauslegung. Niemand war dem Individualismus feindlicher gesinnt als er», schreibt der anerkannte Calvinforscher *Imbart de la Tour*. Die «Wahrheit» bleibt nicht der Wahl des Einzelnen überlassen. Es ist ihm auch nicht gestattet, sie abzulehnen. Sie kann und sie muß ihm durch Gewalt aufgezwungen werden. Das Genfer Bekenntnis wird obligatorisch. Calvin selber duldet keinen Widerspruch. «Der Reformator, der immer der Überzeugung huldigte, daß er nur in der Kraft göttlicher Sendung handle, ertrug keine Diskussion seiner Ideen, und zwar nicht nur seiner dogmatischen Prinzipien, sondern selbst seiner persönlichen Auffassungen in oft sehr unbedeutenden Dingen», gesteht der reformierte Straßburger Professor *F. Wendel* in seinem vielgerühmten Calvin-Buch. An Kardinal Sadolet schreibt Calvin: «Ich zweifle nicht, daß mein Amt auf einen Ruf Gottes gegründet ist.» Den unentschlossenen und zögernden Nikodemiten ruft der Reformator zu: «Ich verdanke nichts mir selbst, sondern ich spreche als Mund des Herrn.» Seine Lehre angreifen heißt Gott angreifen und in eine andere Schule als die des Hl. Geistes gehen. Niemand durfte gegen seine «Institutio» reden. Eine ad hoc bestellte Kommission des Genfer Rates beendete einen Streit über Lehrdifferenzen am 9. Nov. 1552 mit der Erklärung: «Man erkläre das Buch der Institutio als gutes und heiliges Werk und ihre Lehre als heilige Lehre Gottes ... und ab jetzigem Datum wage keine Person gegen das genannte Buch und seine Lehre zu reden.» Calvin betrachtet seine Institutio als «einen Schlüssel, der allen Kindern Gottes Zugang gibt, gut und richtig die Hl. Schrift zu hören!» Dabei geschieht es Calvin selber, sagt Wendel, «daß er in der Sorge um den logischen Zusammenhang oder wegen vorgefaßter theologischer Thesen dem biblischen Text Gewalt antut». «Die Wahrheit verpflichtet uns, offen zu gestehen, daß Calvin trotz seiner Treue zur Bibel vielleicht öfters Schrifttexte gesucht hat, um eine im voraus angenommene Lehre zu stützen als diese Lehre aus der Schrift herzuleiten.» Calvin seinerseits unterzog alle theologischen Bücher, die in seinem Kirchengebiet herauskamen, einer strengen Kontrolle. Selbst der Zürcherfreund *Bullinger* bekam dies zu spüren!

Die konkrete Handhabung des Bibelprinzips hat sich indes überlebt, das Prinzip selber hat gesiegt und absolutes Majestätsrecht im Protestantismus erhalten. Der reformierte Theologe wahrt sich heute alle Freiheit auch gegenüber dem Reformator Calvin. Das zeigt sich z. B. in der Stellungnahme zu Calvins Prädestinationslehre.

Die Prädestinationslehre ist ein wichtiges Kapitel in der Theologie Calvins. In der Confessio Gallicana ist die Erwählungslehre an den Anfang der Erlösungslehre gesetzt. Trotzdem dürfte die Behauptung übertrieben sein, daß die Prädestinationslehre bei Calvin eine Schlüsselstellung einnehme, mit der seine ganze Glaubenslehre stehe oder falle. Erst sein großer Nachfolger und Freund *Th. Beza* dürfte Calvins Prädestinationslehre zum zentralen Dogma calvinistischer Orthodoxie, an dem man die Häresie zu messen pflegte, gemacht haben. Immerhin hat Calvin für seine doppelte Prädestination, wonach nach absolutem, aller Schöpfung vorausliegendem Ratschluß Gottes ein Teil der Menschen zum vorneherein für den Himmel, ein anderer Teil zum vorneherein für die Hölle bestimmt ist, mit Vehemenz gekämpft, trotz ernster Bedenken der Lutheraner, aber auch mancher Reformierter. In einem Brief an Farel beklagt sich Calvin besonders über die «Barbarei» von Zürich ihm gegenüber. Er weicht keinen Finger breit. Er fürchtet das «Sola gratia» (errettet allein durch Gnade) bedroht, wenn dem freien Willen des Menschen irgendeine entscheidende Rolle zugeschrieben würde. Vor allem will er seine Lehre «aus dem reinen Worte Gottes geschöpft» haben. Die Genfer Pastoren müssen sich ausdrücklich auf sie verpflichten. H. Bolsec bezahlt seine Angriffe mit Verbannung.

Die kommenden Jahrhunderte sind dem «Meister» nicht mehr so treu gefolgt. Heute steht er in der Prädestinationslehre einsam da, seit K. Barth diese angstmachende «Trutz-

burg» in einem Generalangriff gleichsam geschleift hat. «Ob es im Grunde etwas Unchristlicheres und Widerchristlicheres geben könne als der Schauder gerade dieses decretum absolutum» Gottes, fragt Barth. «Wir können dieses Spiel nicht länger mitmachen. Es ist ein unechtes, unerquickliches und jedenfalls tief unchristliches Mysterienspiel.» Diese «pathetische Unmenschlichkeit», die selbst «für die in Christus Gerechten und Heiligen eine bedenkliche Belastung ihrer scheinbar so ausgezeichneten Position» bedeute, sei eine «schwere Entstellung der biblischen Botschaft». Calvin habe schon eine Entscheidung getroffen, «bevor er die Bibel aufgeschlagen». So hat K. Barth eine «Totalrevision» vollzogen.

Mehr Gefolgschaft bis zum heutigen Tag hat Calvin in seiner Abendmahlslehre gefunden, die zwischen dem Realismus Luthers und dem Spiritualismus Zwinglis steht. Calvin wehrt sich gegen die lutherische Vorstellung, die Christus «ins Brot zieht», gegen die «mündliche Genießung». Die Mitteilung Jesu im Abendmahl geschehe durch Wirkung des Hl. Geistes. Die Abendmahlsgestalten seien nur Siegel, Pfand und Zeugnis des Heilshandelns Gottes. Der Nichtglaubende empfängt daher nicht den «Leib des Herrn», sondern nur Zeichen. Im neuesten innerprotestantischen Abendmahlsgespräch ist Calvins Geist mächtig gegenwärtig.

DER PRAKTIKER

Calvin war alles andere als ein bloßer Theoretiker. Der Prediger der Majestät Gottes war wie kein anderer Reformator auch der Prediger des Gehorsams, der Tat. Betonte Luther die Rechtfertigung des Menschen allein aus Gnade, so betonte Calvin die aus der Rechtfertigung kommenden Werke oder, mit andern Worten, die «Heiligung» des Lebens. Glaube und Werke gehören für ihn «untrennbar» zusammen. «Man kann Christi Gerechtigkeit nicht ergreifen, ohne nicht zugleich Christi Heiligung zu ergreifen.» «Man kann Christus nicht besitzen, ohne nicht seiner Heiligung teilhaftig zu werden» (Instit. III, 16,1). Das eine besteht nicht ohne das andere. Wir würden wohl nicht durch die «Werke» gerechtfertigt, aber auch nicht ohne Werke. Gott will uns ganz, die Seele und den Leib. Das Gesetz Gottes bekommt darum bei Calvin eine hohe Bedeutung und eine von Luther wesentlich verschiedene Interpretation. Luther sah im «Gesetz», im «Gebot» Gottes vor allem das «tötende» Gesetz, das den Menschen der Sünde überführt, ihm jede Selbstgerechtigkeit nimmt und ihn ganz auf die Gnade in Christus verweist. Darum liegt der Ton auf der Unterscheidung von Gesetz und Evangelium (Gnade). Calvin dagegen sieht den eigentlichen Gebrauch des «Gesetzes» darin, daß es Wegweisung wird, durch die der Christusgläubige den Willen Gottes erkennen kann. Das Gesetz als ewig gültige Willenskundgebung Gottes wird Regel der Gerechtigkeit, maßgebende Ordnung für die Menschheit. Darum betont Calvin die Einheit von Evangelium und Gesetz. Im Unterschied zum Luthertum war das calvinische Christentum gekennzeichnet durch einen stark gesetzlichen Zug, durch einen Zug zum Moralismus, der dem modernen Christen teilweise sogar «streng und düster» (K. Barth) vorkommt. So ist es gar nicht verwunderlich, daß in einer Zeit, da man die Verklammerung der Heiligung in der Rechtfertigung aus Gnade und in der ewigen Zielsetzung des christlichen Lebens aus den Augen verlor, fast nur noch eine weltliche Ethik übrigblieb. Aber zur Ehrenrettung Calvins muß gesagt werden, daß der säkularisierte Aktivismus reformierter Prägung einen verweltlichten Calvin zum Vater hat, nicht den Reformator.

Nicht nur das Privatleben, sondern auch das Leben in den Ordnungen der Christengemeinde und der Bürgergemeinde sollte Ausdruck des göttlichen Willens werden. Es gibt kein so uncalvinistisches Wort wie das, daß Religion Privatsache ist. Auch in der Kirche und im Staat muß die Königsherrschaft Christi manifest und praktisch werden. Calvin war daher auf eine Erneuerung der Kirchenordnung wie des Lebens im Staat bedacht.

Im Unterschied zu Luther sah Calvin klarer die sichtbare Seite der Kirche. Die unsichtbare Kirche kann niemand glauben, ohne sich dem Gehorsam der sichtbaren Kirche einzufügen, in der das Wort und das Sakrament den Menschen erreichen. Dem entspricht die Tatsache, daß Calvin die Kirche viel mehr vom «Ministerium», vom Dienst her versteht. Es ist für Calvin Glaubenssatz der nach Gotteswort reformierten Kirche, daß die Kirche regiert wird «nach der Ordnung, die unser Jesus Christus eingesetzt hat», nämlich durch Hirten (Lehrer), Presbyter (Älteste, die aus Laien bestehen) und Diakone. Die Hirten haben den Dienst am Wort, die Presbyter den Dienst der Aufsicht und Kirchenzucht, die Diakone den Dienst der Armen. Diese Ämter sind nicht in dem Priestertum aller Gläubigen begründet. Die Amtsinhaber sind nicht demokratische Repräsentation des Kirchenvolkes. Die Ordnungen der Kirche sind göttlichen Rechtes und begründen wahres Kirchenrecht (Wendel). Die altreformierte Kirche war Christokratie. Jedes Amt hatte seinen Dienst unter der Herrschaft Christi zur Ehre Gottes zu verrichten und nicht das Kirchenvolk darzustellen oder zu vertreten, wie es dann das 19. Jahrhundert verstand. Im Genf Calvins war die Gemeinde bei der Wahl ihrer Geistlichen und Laienältesten von jeder Mitwirkung ausgeschlossen. Calvin war Aristokrat. Die Modellform der Kirchenleitung war die Presbyterialverfassung, in der Pfarrer und Älteste miteinander die Kirchengemeinde leiteten. Benachbarte Gemeinden wurden zu Synodalverbänden zusammengeschlossen. Die von Calvin in Genf eingeführte Kirchenordnung (1541) bekam als kirchlicher Verfassungstyp einer «nach Gotteswort reformierten» Gemeinde Weltgeltung. Der Gottesdienst war von Anfang an nüchtern und herb. Calvin verbannte die «Schönheit» aus den Gotteshäusern, räumte die Heiligenbilder, diese Muster der «Unzüchtigkeit», aus, ließ Glocken und Orgeln verstummen. Nur eine Kunstform fand Gnade vor ihm, der Gemeindegesang.

Eine große Rolle spielte in der Kirche Calvins die Kirchenzucht. Ohne die Kirchenzucht Genfs ist die Durchführung der Reformation und vor allem das wirksame Beispiel der Calvinstadt für die ganze reformierte Welt nicht denkbar (E. Brunner). Die Kirchenzucht erstreckte sich sehr ins Detail. Predigt- und Abendmahlsbesuch war überwacht. Ursprünglich wollte Calvin in Genf das Abendmahl jeden Monat obligatorisch machen. Er drang aber nicht durch. Die gesetzlichen Erlasse von 1541 machten das Abendmahl vierteljährlich zur Pflicht. Weltliche Theater, Würfel- und Kartenspiel standen unter Strafe usw. Ein wesentlicher Teil der Kirchenzucht war die Exkommunikation. Sie wird als unentbehrlich betrachtet, will die Kirche ihren Charakter als Kirche bewahren. Sie wird geradezu als eines der Vorrechte der wahren Kirche betrachtet. 1566 wurden von den Prädikanten in Genf nicht weniger als 140 Exkommunikationen ausgesprochen. Diese Kirchenzucht ist im Laufe der Zeit in der reformierten Kirche in Verfall gekommen. Geblieben ist mehr oder weniger nur noch die Grundstruktur der Kirchenordnung.

In seiner Staatsauffassung übernahm Calvin unbedenklich die Staatstheorie eines *Aristoteles* und *Seneca*. Im Gegensatz zu Luther verkündete Calvin, der durch sein juristisches Studium in engem Kontakt mit den großen Rechtsgelehrten lebte, den hohen Wert des Rechts. Er lehnt es ab, das Recht dem Glauben entgegenzustellen. Das Recht ist vielleicht diejenige Schöpfung des Altertums, die er am meisten bewunderte. Das Recht ist auch für Calvin die Grundlage der staatlichen Gemeinschaft, zu dessen Durchsetzung es aber Autorität braucht. Als Humanist mit einem tiefen Mißtrauen gegen die Masse erfüllt, ist Calvin Republikaner im Sinn eines Systems von kleinen religiösen Oligarchien, von aristokra-

tischen Republiken. Eine wahrhaft demokratische Ordnung wollte damals nur das Täufertum!

Der christliche Staat hat aber auch noch religiöse Pflichten. Nicht nur muß in den Familien nach dem Willen des Reformators das Wort Gottes gelesen und in den Schulen, die Calvin sehr förderte, das Gotteswort als wichtigster Unterrichtsstoff gelehrt werden, die staatliche Obrigkeit hat darüber hinaus in engster Zusammenarbeit mit der Kirche dafür zu sorgen, daß auf das göttliche Wort gehört wird. Der Staat soll auch Wächter des Glaubens und der Sitte sein. In der Cité de Dieu von Genf muß jeder Einwohner schwören, die «Reformation des heiligen Evangeliums» anzunehmen, andernfalls hat er auszuwandern. Die politische Gewalt leiht seinen Arm, um die kirchliche Disziplin, die harten Sitten- und Luxusgesetze (die noch die Anzahl der Gerichte und Schüsseln bei den Mahlzeiten und das Aussehen der Mode bestimmten) auszuführen. Allein von 1541–1546 wurden in Genf 56 Todesurteile gefällt und 78 Verbannungen ausgesprochen. Der Gedanke der Glaubensfreiheit wird von Calvin – wie von den meisten protestantischen und katholischen Zeitgenossen – als mit dem Wesen der christlichen Kirche unverträglich rundweg abgewiesen. Trotzdem enthielt der Calvinismus Elemente, die indirekt den modernen demokratischen Gedanken gefördert haben.

*

Bei der Calvinfeier im Großmünster Zürich 1936 erklärte Emil Brunner:

«Ohne Calvin und sein Werk hätten wir wohl keine reformierte Kirche' ohne ihn wäre das Werk der Reformation im Sturm der Gegenreformation untergegangen. Luther hat, wenn ich es mit diesem Gleichnis sagen darf, die evangelische Kirche geboren und sie in ihrer ersten Zeit ernährt, Calvin aber hat sie erzogen und kampftüchtig gemacht» (S. 3–4).

Diese Feststellung dürfte cum grano salis stimmen. Manche theologische Bastionen Calvins sind indessen geschleift worden. Trotzdem hat der moderne Protestantismus gerade im Studium Calvins wieder neue Lebenskraft bekommen und dogmatische Tiefe gewonnen, nachdem ein säkularisierter Zeitgeist fast zwei Jahrhunderte sein Erbe zu verschütten gesucht hatte. Es wäre wohl eine schöne Frucht des Calvin-Jubiläums und auch eine Förderung des konfessionellen Gesprächs, wenn es gelänge, in historischer Distanz und durch aufgeschlossene Konfrontierung mit der modernen Theologie den heute noch gültigen Calvin ins Licht zu stellen.

A. Ebneter

Auf dem Weg zur Weltkirche

(Bereits haben wir zu den Aussichten des angekündigten Konzils einen Beitrag in Nr. 5, S. 49–54, gebracht, der sich auf die Darstellung der Ökumene beschränkte. Von einer etwas anderen Sicht und mit anderer Zielsetzung befaßt sich der folgende Beitrag mit der Notwendigkeit eines Konzils gesehen aus der Perspektive eines Missionars. d. R.)

Papst Johannes XXIII. hat die Einberufung eines Ökumenischen Konzils verkündet. Vor zehn Jahren schrieb Dr. Julian Huxley, der erste Generalsekretär der UNESCO: «Ein Kongreß der Vereinten Nationen über die gesamte Philosophie wäre das moderne Äquivalent eines der großen Konzilien der alten Kirche.» Die UNESCO hielt ihr «Konzil» im Sommer 1953 in Neu-Delhi. Die Welt nahm freilich kaum Notiz davon. Es war eine Versammlung berühmter Männer, gewiß, und guter Wille war unzweifelhaft vorhanden. Alle sahen die großen Anliegen der Zeit, sprachen von der allgemeinen Richtungslosigkeit und der Notwendigkeit einer Neuorientierung: «Um aus dem gegenwärtigen Chaos herauszukommen, müssen wieder einmal die geistigen Wertgrundlagen über die materiellen siegen, die aus der zeitgenössischen Welt einen ungeheuren Markt gemacht haben» (G. M. Malalasekera). Jeder hatte einen Vorschlag – aber auch alle Vorschläge zusammen bedeuteten immer noch keine Lösung. Am Ende wußte man, daß die Unterschiede sehr tief sind – und daß die Hoffnung auf eine Einheit durch ein solches «Konzil» nur gering ist.

Der zweite Weltkongreß des Laienapostolates, der im Oktober 1957 in Rom stattfand, war auch eine Art «Konzil». Auch dort beschäftigte man sich mit den Zeitproblemen und stellte die ganze Arbeit auf die Einheit der Welt ein. «Wir wollen nicht vergessen, daß die aktuelle Krise vor allem eine geistige Krise ist. Gestern wie heute haben die Menschen Hunger nach Gott. Die Antwort, die wir ihnen geben müssen, ist nicht unsere Antwort, es ist die Antwort Christi, die durch die Kirche mitgeteilt wird.» – Man war etwas bescheidener auf diesem «Konzil» und man hatte den Vorteil, sich über die grundsätzlichen Dinge klar zu sein: «Wenn es eine Macht gibt in der Welt, die imstande ist, die Schranken der Vorurteile und der Voreingenommenheit umzustoßen und die Menschen zu einer freien Versöhnung und brüderlichen Vereinigung der Völker bereit zu machen, so ist es die katholische Kirche», sagte Pius XII. den Laienaposteln.

Auch das XXI. Ökumenische Konzil der katholischen Kirche wird im Zeichen dieser Einheitsbestrebungen stehen. Die Konzilien der Kirche sind nicht internationale Kongresse, wie sie in unserer Zeit zu Dutzenden in jedem Jahr stattfinden. Es sind Marksteine an Wendepunkten der Kirchengeschichte. Man braucht nur auf die beiden letzten allgemeinen Konzilien hinzuweisen: das Tridentinum 1545 und das Vatikanum 1870. Immer handelte es sich bei den allgemeinen Konzilien darum, die Kirche in ihrer Gesamtheit mit der Zeit zu konfrontieren und die entsprechenden Folgerungen daraus zu ziehen. – Man wird keine Dogmen «modernisieren und abändern», wie es manche Zeitungen schon wußten. Aber man wird sich vor allem um die Einheit der Christenheit bemühen, man wird einen großen Schritt tun auf dem Weg zur Weltkirche. Zum erstenmal werden asiatische und afrikanische Bischöfe in größerer Anzahl an einem Ökumenischen Konzil teilnehmen; auch das wird das Gesicht des Konzils prägen. Das Konzil wird sich auseinanderzusetzen haben mit der ganzen nichtchristlichen Welt!

Einigungsbestrebungen der Christenheit

Es gibt fast 900 Millionen Menschen auf der Erde, die sich Christen nennen. Doch an Stelle der Einheit, durch die sie ihr wirksamstes Zeugnis für Christus abgeben sollten, sieht man eine nicht mehr zu überbietende Spaltung. Im Jahre 1054 trennten sich die Kirchen des Ostens in ihrer Gesamtheit endgültig von Rom; alle Unionsbestrebungen in den folgenden Jahrhunderten vermochten nur kleine Gruppen zurückzuführen. Von 170 Millionen Christen im Osten sind nur sechs Millionen zurückgekehrt. – 1517 stand in Deutschland Luther auf und entfachte eine Bewegung, die zu immer neuen und größeren Spaltungen und Teilungen führte. 160 Millionen Protestanten zählen wir heute, wenn man dazu alle zählt, die die Heilige Schrift als einzige Glaubensnorm anerkennen, von den Lutheranern über die Kalviner bis zu den Methodisten und Baptisten. Einige Hundert größere Sekten gibt es, die sich auch «christlich» nennen, dabei aber kaum noch wesentliche Züge des Christentums aufweisen – um nur die Zeugen Jehovas, die Adventisten, die Mormonen und die «Christian Science» zu nennen. Heinrich VIII. von England riß sein Volk los von der Kirche. 50 Millionen gehören zur Anglikanischen Kirche, die in den meisten ihrer Gruppen äußerlich und innerlich der katholischen Kirche noch sehr nahe steht. Allein im «katholischen» Wien bestehen 185 verschiedene Sekten, die alle irgendwie christlich sein wollen! In Südafrika sind es an die 2000!

Das alles stellt sich der nichtchristlichen Welt als das Christentum vor, als die Religion, die allein das Heil bringen kann. «Die Einheit der Christen mag in Europa und Amerika theoretisch ein wünschenswertes Ideal sein, auf dem Missionsfeld aber ist sie eine Lebensfrage der Kirche. Die Spaltungen des Christentums mögen in den christlichen Ländern eine Quelle der Schwachheit sein, in den nichtchristlichen Ländern sind sie eine Sünde und ein Skandal.» Mit dieser Anklage trat der protestantische Bischof von

Dornakal (Südindien) 1927 vor die Lausanner Kirchenkonferenz des Weltprotestantismus. Von der Mission her kam der erste Anstoß zu einer Einigung innerhalb des Protestantismus. Ein erster – wenn auch sehr problematischer – Erfolg wurde 1957 in Südindien erzielt durch eine Union von Anglikanern, Methodisten, Presbyterianern und Kongregationalisten.

Seit fast 100 Jahren werden die Einigungsbestrebungen innerhalb der nichtkatholischen Christenheit immer stärker. 1948 wurde in *Amsterdam* der «Ökumenische Weltrat» gegründet – eine entscheidende Tat auf dem Weg zur Einheit. «In der hoffnungslosen Welt unserer Zeit liegt die einzige Hoffnung bei der Kirche Christi», so lauten die Anfangsworte des Gründungsdokumentes. Der «Ökumenische Weltrat» selbst will weder eine Kirche sein, noch ein Verband von Kirchen oder eine «Über-Kirche» und schon gar nicht der Kern der einen wahren Kirche. Die Kirche Christi kommt nicht durch Kompromisse und Abstimmungen zustande. Das wissen die getrennten Christen so gut wie wir. Der Generalsekretär des «Ökumenischen Weltrates», *Dr. Visser't Hooft*, charakterisierte ihn als ein Forum der Begegnung, als beratende Körperschaft, als die Möglichkeit für alle ihr angeschlossenen Kirchen und Gruppen, sich zu treffen und sich kennenzulernen, um eine Einigung anzubahnen. Der Ökumenische Weltrat ist ein Instrument, das sich durch seine eigene Tätigkeit überflüssig machen will, wenn das Ziel, die eine Kirche, erreicht ist. Es ist ein ehrliches Ringen um die wahre Kirche – aber ein unendlich mühsames Ringen! 1954 trafen sich in *Evanston* die 600 Vertreter von etwa 170 Millionen vielfach gespaltener Christen. Auch die Vertreter der Ostkirche nahmen teil – nicht aber die wilden Sekten, die auch vom Protestantismus abgelehnt werden. Man arbeitete daran, eine – wenn auch noch so schmale – gemeinsame Glaubensgrundlage zu schaffen. Es gelang nicht. Nicht einmal über die Gottessohnschaft Christi konnte man einig werden. Auch die längst ersehnte Interkommunion – der gemeinsame Abendmahlsgottesdienst – wurde abgelehnt. Alles, was zu sagen war, wurde in das wirklich erschütternde Geständnis zusammengefaßt: «Je mehr wir unsere Einheit in Christus erkennen, um so schwerer ist es zu ertragen, wenn wir vor der Welt in Widerspruch zu dieser Einheit leben!» – Aber alle verpflichteten sich, in ihren Kirchen für das Gebet um die Einheit der Christenheit zu sorgen, mitzubeten in der großen Weltgebetsoktav, in der wirklich die ganze Christenheit gemeinsam um Einheit betet! Und nun hat vor kurzem *Oscar Cullmann* einen Vorschlag gebracht, der mehr sein könnte als eine große Geste: die Protestanten sollen für notleidende Katholiken sammeln und die Katholiken sollen eine Spendenaktion zugunsten der Armen bei den Protestanten durchführen.

Die katholische Kirche schickt noch immer nicht einen offiziellen Vertreter zur Weltkirchenkonferenz. Die Protestanten bedauern es und fassen es vielfach als Verkennung ihrer Bestrebungen auf. Aber es hat sich seit jenem 16. Mai 1919, an dem Benedikt XV. der Abordnung von nicht-katholischen Christen, die ihn zu einer Ökumenischen Konferenz einluden, ein kategorisches Nein als Antwort gab, viel verändert. Die Kirche hält fest an ihrem Anspruch, die wahre Kirche zu sein, von der die andern sich trennten und zu der sie zurückkehren müssen. Und darum setzt sie sich nicht mit den andern an den Konferenztisch. Aber es gibt auf beiden Seiten viele Vorurteile, und eine jahrhundertelange Entwicklung läßt sich nicht in wenigen Jahren rückgängig machen. Es braucht viel Geduld und Verstehen, viel Gebet und Studium, und vor allem menschliche Begegnung. Im Kampf gegen einen massierten Angriff des Atheismus müssen alle gutgesinnten Kräfte zusammenstehen – und darin hat die «Una Sancta»-Bewegung im letzten Jahrzehnt schon viel erreicht.

Einigungsbestrebungen der großen Weltreligionen

Die vielfache Zerrissenheit der Christenheit ist sicher eine der stärksten Belastungen der Missionsarbeit. «Der Versuch, Asien für Christus zu gewinnen, ist endgültig fehlgeschlagen. ... Eine Quelle von Mißerfolgen der Missionsarbeit war die große Verschiedenheit der christlichen Sekten – von der katholischen Kirche bis zu den 7-Tage-Adventisten –, von denen jede die Irrtümer und den Aberglauben der anderen anprangerte.» So schreibt *Dr. Panikkar*, führender Politiker Indiens, der dem Christentum nicht einmal ganz ablehnend gegenübersteht. «Das Mißlingen der christlichen Offensive auf den Hinduismus, den Buddhismus und den Islam ließ diese Religionen erstarken und für die Zwecke, denen sie dienen sollten, noch tauglicher werden.» Die großen Weltreligionen, die zusammen mehr Menschen zu ihren Anhängern zählen als das ganze Christentum, stehen seit Jahrzehnten in einem Erneuerungsprozeß. Sie sind mit die treibenden Kräfte und das einigende Band in den politischen Emanzipationsbestrebungen. Sie stellen sich in einen bewußten Gegensatz zum Christentum, der Religion der weißen Kolonialherren.

Der Hinduismus ist modern geworden – Indiens Grenzen sind für katholische Missionare gesperrt.

Der Buddhismus hielt 1954/1956 sein sechstes Weltkonzil in Rangun ab. Man beschloß die Gründung einer buddhistischen Universität zur Ausbildung von buddhistischen Missionaren. Die Weltmission sollte im großen Stil betrieben werden, um durch die Verkündigung der Lehre Buddhas der Welt endlich den Frieden zu bringen.

Die größten realen Erfolge aber hat unzweifelhaft der Islam zu verzeichnen. Die Lage der mohammedanischen Länder ist äußerst günstig. Mit seinen 340 Millionen Anhängern zählt er zu den stärksten Kräften im heutigen Weltgeschehen. Verbunden mit politischen Zielen vermag der Traum vom Panislamischen Reich Millionen in Begeisterung zu versetzen.

Auch die nichtchristlichen Weltreligionen suchen ihre Stärke in der Einheit. Sie erstreben eine Union, um den Einmaligkeitsanspruch des Christentums zunichte zu machen. Sie stellen der christlichen Ökumene ihre eigene gegenüber. 1955 trafen sich Vertreter aller nichtchristlichen Religionen, um einen Bund der Weltreligionen zu schließen. Sie suchen nachzuweisen, daß Jesus keine neue Religion brachte – daß das Christentum überflüssig sei! Ein unwahrscheinlicher Optimismus kennzeichnet sie. Sie glauben an ihre eigene Kraft und an das Paradies, das sie selbst sich schaffen werden.

Der Ausschließlichkeits-Anspruch der katholischen Kirche und die Einheit

«Wenn der Anschluß an diese oder jene Glaubenslehre als letzter Prüfstein angesehen wird, dann werden die Anhänger der verschiedenen Glaubenslehren einander tieffremd bleiben. Zu glauben, daß allein die eigene Lehre die Wahrheit darstelle und daß die, die sie ablehnen, Häretiker und Ungläubige seien, ist gefährlich» (Dr. Radhakrishnan). Die Kirche wird trotzdem nie darauf verzichten, die Zugehörigkeit zu ihr von ganz bestimmten Glaubenslehren abhängig zu machen und sie wird weiter daran festhalten, die einzige wahre Kirche Gottes auf Erden zu sein.

Und trotzdem ist vielleicht heute eine neue Auffassung von Einheit in der Kirche nötig. Wir müssen die Enge unseres Standpunktes und die Ängstlichkeit, die wir seit der Reformationszeit aus unserer Defensivstellung heraus eingenommen haben, aufgeben. Die echte Katholizität ist nicht abhängig vom römischen Rituale und vom Gebrauch der lateinischen Sprache. Wir brauchen wieder eine echt christliche Liebe, die nicht die eigene, ach so gottgefällige Eitelkeit zum Ziel hat, sondern das Wohl des Nächsten. Vielleicht haben wir zu lange versucht, die Menschen für die Kirche zu ‚erobern', statt ihnen in aller Demut und Schlichtheit zu dienen und damit Zeugnis zu geben für Christus. Immer noch gibt es bei uns Leute, die glauben, Kath. Kirche und Abendland seien dasselbe. Ein Asiate sprach sehr ernste Worte: «Die Völker des Ostens haben gewöhnlich den Eindruck, daß das Christentum ein westlicher Importartikel ist. Asien muß ebenso wie Europa sein Zeugnis für Christus ablegen, und ich denke, daß der endgültige Kommentar über das Evangelium nicht geschrieben werden kann, bis China, Indien und Japan christianisiert sind.» Wir müssen bedenken, daß die Kirche im Verständnis der Offenbarung, die sie von Christus erhalten hat, immer noch wachsen muß. Christus hat die Gaben der Weisen aus dem Osten angenommen – soll heute die Kirche sie verschmähen? Wir «westlichen Christen» dürfen uns nicht einbilden, das Christentum in seiner ganzen Höhe und Tiefe, in seiner Länge und Breite schon verwirklicht zu haben. Wir haben den Geist eines Platon und eines Aristoteles aufgenommen – wir dürfen nicht an Laotse, Kungtse, Buddha und Ramakrishna vorübergehen. Auch das ge-

hört zur Katholizität! Bedenken wir, daß von den 1600 Millionen Menschen Asiens erst 31 Millionen zu unserer Kirche gehören und etwa ebensoviel zu den nichtkatholischen Christen!

In unseren Jahren fallen gewaltige Entscheidungen. Einige haben wir schon erlebt. «Der große Skandal des 19. Jahrhunderts war, daß das industrielle Proletariat bei seinem Kampf um die Anerkennung seiner elementaren Rechte sich außerhalb der Kirche stellte. Es steht zu befürchten, daß unsere Abwesenheit bei der gigantischsten Begegnung der Kulturen, die die Geschichte kennt, der große Skandal des 20. Jahrhunderts sein wird» (Dr. Zeegers). Noch haben wir viele Möglichkeiten. Noch stehen uns in Afrika und Asien viele Türen offen, die vielleicht in zehn Jahren endgültig geschlossen sind. Wir glauben, daß ein allgemeines Konzil unter der Leitung des Heiligen Geistes steht. Wir hoffen, daß das XXI. Ökumenische Konzil ein Leuchtturm für die ganze Welt wird und die Richtung weist, die Gott der heutigen Menschheit aufzeigt. Aber auch ein ökumenisches Konzil kann uns nicht vor den Folgen unserer Trägheit und unseres Versagens schützen. Es kommt alles darauf an, die Zeichen der Zeit zu verstehen und sich restlos einzusetzen, ehe es zu spät ist. Wir wollen wünschen, daß durch das Konzil die Einheit der Christenheit näherkommt – welche missionarische Macht wäre doch eine geeinte Christenheit! Aber alle großen Dinge setzen sich aus vielen kleinen zusammen. Und so heißt es unverdrossen weiterarbeiten.

Klaus Klostermaier SVD, Wien

Israels «Freiheitspartei» tritt in den Wahlkampf

Im November 1959 werden in Israel Parlamentswahlen stattfinden. Der Wahlkampf hat bereits begonnen. Ein bestimmtes Interesse wendet sich der zweitgrößten Partei des Staates Israel, der *Cheruth*, zu, die zur gegenwärtigen sozialistisch geführten Regierung in Opposition steht. In einem Gespräch umriß der Abgeordnete dieser Partei, *Dr. Schimschon Junitschmann*, deren Ziele und Aussichten.

Das außenpolitische Programm

Die Cheruth würde, falls sie eine Mehrheit erreicht, eine national-liberale Regierung bilden. Diese würde das unabdingbare Recht des jüdischen Volkes auf das Land Israel in seiner geschichtlichen Integrität propagieren. In der Außenpolitik ist ferner ein System von Bündnissen vorgesehen, wie es der Anerkennung wechselseitiger Interessen unter befreundeten Nationen entspricht. Israel unter Cheruth-Führung würde damit aufhören, einen bedingungslosen Frieden mit den arabischen Staaten einseitig zu erbitten. Ein Friedensvertrag mit den arabischen Staaten wäre möglich, wenn sich deren Armeen vom historischen Gebiet Israels westlich und östlich des Jordans zurückzögen; wenn sie Israel als jüdischen Staat anerkennten, in welchem mit internationaler Hilfe jenen arabischen Flüchtlingen, die als loyale Bürger Israels zu leben bereit sind, unter vollkommen gleichen Rechten mit allen anderen Bürgern Israels das Recht auf Niederlassung gewährt werden sollte; wenn für allen Schaden, der durch den Angriff der arabischen Staaten auf Israel verursacht worden ist, und für alles jüdische Eigentum, das die arabischen Staaten konfisziert haben, Ersatz geleistet würde. Falls es zu keinem Friedensvertrag mit den arabischen Staaten kommt, schlägt die Cheruth zumindest vor: Beendigung des erklärten und existierenden Kriegszustandes; Enthaltung von allen Angriffsakten, Kriegsdrohungen und Kriegsvorbereitungen; Beendigung des Wirtschaftskrieges und der Blockade zu Land und zu Meer.

Die Freundschaftsbeziehungen zwischen Israel und der Türkei sollen erneuert werden, normale Beziehungen sollen, trotz eindeutigem Antikommunismus der Cheruth, auch mit der Sowjetunion und den ihr verbündeten Ländern bestehen. Verständnis, Freundschaft, gegenseitiger Respekt und Zusammenarbeit mit den Völkern Afrikas und Asiens sind auf dem Programm. Israel gehört geographisch zu Asien; es will die alte hebräische Kultur wieder aufleben lassen; seine Zivilisation ist der Mittelmeersektor der europäischen Zivilisation. Jerusalem ist die ewige Hauptstadt Israels und die Cheruth will die diplomatischen Missionen, die bis jetzt in Tel Aviv untergebracht sind, dazu bewegen, sich in Jerusalem anzusiedeln.

Wirtschaft und Soziales

Die Cheruth plädiert für die sofortige Annahme einer Verfassungsgrundlage, die die Freiheit des Individuums, die Rechte des Bürgers und die höchste Gewalt des Rechtes sichern soll. Notverordnungen aus der britischen Kolonialzeit und übrige willkürliche Vollmachten der Behörden sind aufzuheben. Gleiche Rechte aller Staatsbürger ohne Unterschied der Volksgemeinschaft und der Partei sind durchzusetzen. Freier pflichtmäßiger Schulbesuch und Berufslehre müssen erweitert, Symbole des Klassenunterschieds müssen aus den Schulen entfernt werden. Um einen anständigen Lebensstandard für Altansiedler wie Neuankommende zu schaffen, muß eine autarke Volkswirtschaft hergestellt werden, begründet auf Privatinitiative, auf freiem Wettbewerb, auf steigender Produktivität. Den Gewerkschaften würde das Eigentum von Geschäften und Unternehmungen entzogen, unter gleichzeitiger Garantie der Rechte der dort Angestellten. Berufsvereinigungen, Gewerkschaften und politischen Körperschaften würde der Besitz oder die Führung von Geschäftsunternehmungen durch ein neues Gesetz untersagt werden. Durch Auflösung der Kartelle und Monopole sollen fairer Wettbewerb, niedrigere Preise, höhere Produktivität und verbesserte Qualität in der Produktion erzielt werden. In der Industrie, im Handwerk und im Handel, in der Landwirtschaft, im Bau- und im Transportwesen sollen Privatinitiative und Investitionen durch Verschwinden der restriktiven Oberaufsicht ermutigt und anderseits israelische Erzeugnisse im In- und Ausland durchgesetzt werden. Die Kontrolle fremder Währungen soll fallen, die Kreditpolitik soll eine Änderung erfahren und billige Kredite ohne Diskrimination sollen verschafft werden. Die Cheruth will die Stabilisierung der israelischen Währung durchführen. Sie will ferner die bestehende Diskrimination innerhalb der Reihen der Steuerzahler aufheben: dies soll eine Verkleinerung der Steuerlast ermöglichen, welche gegenwärtig vor allem auf Investoren, Lohnempfängern und Geschäftsleuten ruht. Doppelbesetzungen in der Verwaltung und in parallelen Institutionen sollen abgeschafft werden, um Millionenbeträge vor öffentlicher Verschwendung zu bewahren; die Korruption im öffentlichen Leben soll ausgerottet, Protektionismus und Bürokratie aus dem Regierungsapparat entfernt werden. An Stelle der jetzt bestehenden Krankenversicherungen verschiedener politischer Gruppen ist eine entpolitisierte, ganzstaatliche Krankenversicherung vorgesehen.

Die Wähler ...

Die Cheruth glaubt, ihre Wählerzahl diesmal stark steigern zu können. Ihre Mitgliederschaft rekrutiert sich sowohl aus den Angehörigen der freien Berufe, aus Zehntausenden von Lohnempfängern, Büroangestellten und Beamten, Industriellen, Landwirten, Kaufleuten, Handwerkern und Siedlern, als

auch natürlich aus zahlreichen Neuimmigranten. Bei den Wahlen 1955 erhielt die Cheruth viele Stimmen von Mitgliedern der Histadruth-Gewerkschaft. Von den 107 000 Stimmen, die die Cheruth damals zählte, wurden mehr als 50 000 von in der Histadruth Organisierten abgegeben, von denen etwa die Hälfte bei früheren Wahlen für die Mapai (Rechtssozialisten) gestimmt hatten. Auch große Teile der Mittelklassen, die früher der bürgerlichen Partei der «Allgemeinen Zionisten» ihr Vertrauen geschenkt hatten, haben sich 1955 der Cheruth zugewandt. Die jungen Leute, die jetzt ihr Wahlalter erreicht haben, und die Immigranten der letzten Jahre stellen neue Elemente für die Wahl 1959 dar. Die Cheruth ist, nach Äußerung Junitschmanns, die einzige Partei, die bei Versammlungen Jugend in großer Zahl anzieht. Die Immigranten der letzten Jahre aus Ländern hinter dem Eisernen Vorhang haben genug von sozialistischen Experimenten und dürften die Cheruth stark unterstützen.

Die Militärverwaltung (die in den von den Arabern besiedelten israelischen Gebieten besteht) widerspricht nach Ansicht der Cheruth dem Prinzip der Gleichheit der Bürger und ist, wie seitens der Cheruth betont wird, von den Rechtssozialisten stark zu parteipolitischen Zwecken mißbraucht worden. Da diese Militärverwaltung aber auch ein Sicherheitselement für den Staat darstellt, will die Cheruth sie nicht ohne weiteres aufheben, sondern durch eine Untersuchungskommission feststellen lassen, ob deren Abschaffung oder Einschränkung möglich sei.

Stellung zur Religion

Der Lehrer und geistige Führer der Cheruth, *Zeev Jabotinsky*, hat den Satz geprägt, im Judenstaate werde Wohlstand und Fülle gleichermaßen für Christen, Araber und Juden da sein. Die Cheruth umfaßt auch Mitglieder aus den Gemeinschaften der Drusen und der maronitischen Christen und sie hofft, daß auch Mitglieder anderer Gemeinschaften zu ihr stoßen oder für sie stimmen werden. Was die Heiligen Stätten betrifft, so will die Cheruth alles mögliche tun, um den Gottesdienst zu schützen und sich um die Instandhaltung und den freien Zutritt zu den religiösen Stätten zu kümmern. Verbesserungen der religiösen Gebäude und der allgemeinen Bedingungen sind vorgesehen.

In Israel muß nach der Meinung der Cheruth die Trennung zwischen Staat und Religion durchgeführt werden. In vielen Problemen, die in der letzten Zeit aufgetaucht sind, sei der Versuch gemacht worden, nicht zwischen dem Staat und der jüdischen Religion, sondern zwischen der jüdischen Religion und der jüdischen Nation einen Unterschied zu machen. So eine Trennung sei nicht möglich. Die jüdische Religion sei eine nationale Religion und ein großer Teil der jüdischen religiösen Gesetzgebung habe einen nationalen Charakter. Viele Tausende Mitglieder der Cheruth kämen aus religiösen Kreisen und sähen keinen Widerspruch zwischen ihrer positiven Haltung gegenüber der Religion und ihrer Mitgliedschaft in der Cheruth; sie sähen vielmehr in den nationalen Zielen der Cheruthbewegung die Erfüllung ihrer religiösen Aspirationen.

Der demokratische Wahlvorgang in Israel und die Symptome der normalen Abnützung der seit der Staatsgründung 1948 an der Macht befindlichen Rechtssozialistischen Partei *Mapai* lassen einen Wahlsieg der Cheruth durchaus möglich erscheinen. In diesem Fall könnte das Programm der Cheruth starke Wandlungen im Staate Israel selbst zur Folge haben, wie auch in der politischen Gesamtlage des Nahen Ostens.

Dr. Franz Glaser, Liebefeld

Nochmals «Reflexionen zu Faust II»

(Einige Leser hielten das Urteil in «Orientierung» Nr. 1, S. 1ff., über die sittliche und religiöse Haltung Goethes, wie sie im Faust II zum Ausdruck kommt, für einseitig und zu hart. Es mag daher von Interesse sein, das geschliffene und vielleicht noch härtere Urteil eines Großen unter den Literaturkritikern, nämlich Professors *Walter Muschg*, zu lesen, das wir seinem Werk: «*Tragische Literaturgeschichte*» (zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage 1953, A. Francke Verlag, Bern) entnehmen. Bei dieser Gelegenheit sei dieses überaus interessante und anregende Werk des Basler Professors unseren Lesern sehr empfohlen.)

S. 527: ... Erst seit Italien fühlte sich Goethe als Künstler unantastbar. Er bekannte sich nun zur Moral der schaffenden Natur. Was ihn produktiv machte, war gut, was sein Schaffen hemmte, war falsch und schlecht. Er hielt sich nicht mehr für einen guten, sondern für einen schöpferischen Menschen, und je älter er wurde, desto entschiedener handelte er nach dieser Maxime ...

S. 528: ... «O ich kann wohl auch bestialisch sein und verstehe mich gar sehr darauf», sagte Goethe zum Kanzler von Müller. Als dieser ihn fragte, ob er mit diesem Glauben glücklich sei, antwortete er: «Aufs Glück kommt es nicht an, es handelt sich nur um mein Dasein und um die wahre Beschaffenheit der Dinge.» ... Noch deutlicher wurde er gegenüber Lord Bristol, als dieser ihm den Schaden vorwarf, den er mit dem «Werther» angerichtet habe; ihm entgegnete er: «Wie viel tausend Schlachtopfer fallen nicht dem englischen Handelssystem zu Gefallen; warum soll ich nicht auch einmal das Recht haben, meinem System einige Opfer zu weihen?» ...

Die Opfer dieses «Systems» waren nach wie vor besonders die von Goethe geliebten Frauen.

S. 528/29: ... Das war nicht mehr angstvolle Flucht hinter ein rettendes Bild wie einst in der Jugend, nicht mehr sublimes Spiel wie am Beginn der Glückszeit in der Gerbermühle. Es war dämonische Spielerei, es war das Böse: Goethe übte es bewußt und ohne Ruee. Seine blinden Bewunderer haben auch dafür ihre Verteidigungsgründe zur Hand, die das Dunkelste in helles Licht verwandeln und daran schuld sind, daß einige von Goethes Hauptwerken, vor allem die «Wahlverwandtschaften» und der zweite Teil des «Faust» noch immer zu seinen versiegelten Büchern gehören. Hier steht man dem unheimlichsten und unverstandensten Goethe gegenüber. Kierkegaard sah in seinem Verhalten als Liebender die Charakterlosigkeit des Epikuräers, der zu einer sittlichen Entscheidung nicht fähig sei, sondern ewig in die Phantasie ausweiche. Aber er täuschte sich ebenso wie die Ästheten, die Goethe gegen jedes moralische Urteil in Schutz nehmen. Goethe entschied sich in vollem Bewußtsein, und zwar gegen die lebende Geliebte, gegen das Gute, für die sittliche Schuld und für das Böse. Solange das geleugnet wird, kann der zweite «Faust» nicht verstanden werden. Einen Angelpunkt für dessen Verständnis und Mißverständnis bildet der Auftritt der Sorge im Herrscherpalast des hundertjährigen Faust. Vier graue Weiber umschleichen ihn, aber drei von ihnen finden keinen Zugang: der Mangel, die Schuld und die Not. Bei Faust, der soeben noch das friedliche Glück von Philemon und Baucis zerstört hat, findet die Schuld keinen Zutritt. Das ist nicht unverständlich, aber es ist ungeheuerlich. Unverständlich ist nur, daß es die Kommentatoren in Ordnung finden. Der Magier Goethe kennt nicht Gut und Böse. Auch sein Teufel verkörpert nicht das Böse; Mephisto ist von vornherein ironisch genommen und viel zu geistreich, um als böses Prinzip gelten zu können. Daher kennt Goethe auch keine Schuld, er kennt nur die Sorge. Sie ist die magische Entsprechung der Schuld, ihre subjektiv abgeschwächte und relativierte Form.[1] Die Selbstherrlichkeit des Magiers erstreckt sich

[1] Wilhelm Emrich hebt diesen Zusammenhang von Magie und Sorge hervor: «Magie, Sorge und naturferne Selbstverfremdung Fausts hängen aufs engste zusammen» («Die Symbolik von Faust II», 470, 1943). Aber auch dieser ernsthafteste Ausleger glaubt Fausts Erblinden durch die Sorge als «tiefste, beglückendste Gnade» (ebenda 473) auffassen zu dürfen und spricht ihn von aller Schuld los: «Da Faust nicht schuldig ist im Sinne einer einmaligen moralischen Verfehlung, sondern eines totalen Naturschicksals, kann er auch nur unter totalen Aspekten erlöst werden» (ebenda 480). – Emrich ist um den Nachweis bemüht, daß Goethe seit

bis auf diese absoluten Größen, Gott selbst ist ihm ja nur das Ebenbild des allmächtigen Ich. Er ist außerstande, aus sich herauszutreten und etwas über die metaphysischen Ordnungen auszusagen.

S. 530: ... Die Behandlung der Schuldfrage ist die große Schwäche des «Faust». Sie durchzieht den ganzen zweiten Teil. Er beginnt mit einem Zauberschlaf Fausts, der sein Verbrechen an Gretchen auslöscht und die Sühne durch eine zweite Verjüngung im Bad des Vergessens ersetzt. Goethe sagt darüber, er habe sich nicht anders zu helfen gewußt, als daß er seinen Helden völlig paralysierte und als vernichtet betrachtete, um ihn mit Hilfe wohltätiger Geister aus solchem scheinbaren Tod zu neuem Leben zu erwecken. «Es ist alles Mitleid und tiefstes Erbarmen. Da wird kein Gericht gehalten, und da ist keine Frage, ob er es verdient oder nicht verdient habe, wie es etwa von Menschenrichtern geschehen könnte.» Faust steht nicht vor Menschenrichtern, sondern vor Gott – so scheint es wenigstens im himmlischen Prolog. Ursprünglich sollte das Werk mit einem großen göttlichen Gericht enden, in welchem Fausts Verdienst und Schuld zwischen Gottvater und Mephisto abgewogen wurden. Dieses notwendige Gegenstück zum Vorspiel im Himmel wurde fallen gelassen, so daß dieses nun in der Luft hängt. Das war die notwendige Voraussetzung für Fausts Erlösung. Das «Vergessen» der Frage nach seiner menschlichen Schuld erklärt, daß Goethe seinen mit dem Teufel verbündeten Verbrecher schließlich zum Himmel fahren lassen kann. Darin unterscheidet er sich vom Magier Shakespeare. Auch dieser richtet nicht über das Böse. Aber er sieht in ihm eine Ausgeburt der Nacht, und wer mit ihr paktiert, fährt bei ihm zur Hölle. Auch Goethe versteht man erst ganz, wenn man erkennt, daß und wie er dichtend schuldig wurde.

Im Satanismus des «Faust» gipfelt der ästhetische Immoralismus der deutschen Romantik. Nur Goethe war imstande, ihn guten Gewissens bis zu diesen Konsequenzen zu treiben. Alle andern schreckten auf halbem Weg vor ihnen zurück, verloren den Mut oder die Sprache. Sie alle sahen sich eines Tages vor die Schuldfrage gestellt und keiner wagte sie so zu lösen. Sie sagten dem dämonischen Dichtertum ab oder nahmen seine Schuld als ihr Verhängnis auf sich, das sie in Schwermut stürzte. Die magische Dichtung wurde zur «Blume des Bösen», sie dichtete ihre Schuld...

---

dem «Werther» die Schuld seiner Helden nie eigentlich gesühnt, sondern eine konziliante Versöhnung für sie gesucht habe und versucht dieses Ausweichen fälschlich als «äußerste Steigerung des Tragischen» hinzustellen. «Das Selbstüberwinden ist bei Goethe notwendig ein Selbstvergessen, ein Vergessen im Innern der Natur, vor allem der physisch-realen. Es erscheint nicht als ethischer Willensentschluß, sondern als physisch-kreatürliche Selbstüberwindung, die tief in der Seins- und Naturethik Goethes beheimatet ist» (ebenda 84). In Wahrheit kommt Goethes dämonischer Amoralismus eben darin zum Ausdruck, daß er die sittliche Sühne durch Schlaf und Vergessen ersetzt.

Bücher

Ferdinand Gehr. Eine Monographie. Sakrale Kunst Bd. 4. Hrsg. von der Schweizerischen St. Lukasgesellschaft. NZN-Buchverlag, Zürich, 1959. 156 S., 15 Farbtafeln, 64 einfarbige Abbildungen. Textbeiträge von *Joao Almeida* (Lissabon), *Thaddäus Zingg*, *Ferdinand Gehr*.

Monographien sind Zeugnisse. Sie sind einsam und selbstgenügend. Um so schärfer bleiben sie dem Urteil ausgesetzt. Ihre Eigenständigkeit und -wirkung geben Kriterien her, die überdies im Horizont ihres Erscheinens in der Zeit geschärft werden. So muß folgerichtig auch diese neueste Publikation der Schweiz. Lukasgesellschaft zwiefach betrachtet werden. Einmal als Buchwert, als Beitrag und als Dokument, zum andern als Geschichte, als Sinndeutung eines künstlerischen Geschehens in der Tiefe und Einsamkeit.

Die Ausstattung des Bandes ist geläufig durch die vorhergehenden Bände der Reihe: sorgfältig gearbeitet, eher technisch als künstlerisch konzipiert, Text und Bild in gutem Verhältnis geordnet.

«Seraph» (7) und «Heuet» (70) umrahmen als Schlüsselwerke den ersten Teil, in dessen Mitte das «Wolkenbild» (1, wir vermeinen es entstamme dem Jahre 1941 und nicht 1951, wie die Legende sagt), das zur kosmischen, als solche noch zu entbergenden Zeichenhaftigkeit der Gehr'schen Kunst hinführt. Die Farbtafeln versagen fast durchwegs vor der Zartheit des Freskos und dem Schimmer der Farbfenster (im Hinblick auf das Original, besonders mißraten scheint «Erschaffung des Adam» [12]), betonen hingegen unvorteilhaft die zeitweilige Härte der Tempera. Die eingeklebten Blätter (für Farbtafeln) sind gewiß nur Notlösung, deren Unzulänglichkeit nun leider das Dämonenfries (7–11) in seiner Deutungskraft für das Gesamtwerk mindert. Gerade dieses Werk hätte man in repräsentativen Tafeln gewünscht. Jetzt nimmt ihm eine unmögliche, weil gänzlich unverbindliche Aufmachung die ursprüngliche Wucht der Flucht und des *inneren Widerstandes, die ihm als Fries eignen.*

Der Schrifttypus, so richtig er als «Zeichen» bestehen mag, wirkt auf diesem Breitformat der Blätter eher erschwerend. Der Verlag müßte sich entweder zu einem andern Format entschließen oder einen breitern Rand einsparen, auch auf Kosten erhöhter Seitenzahl. Es geht hier nicht um Geschmack, sondern um den Sinn der Lettern. Dieser jedoch ist das Lesen. Statt nun aber die Gedanken zu sammeln und so zum Lesen zu führen, zerstreut sie der Schrifttypus auf die für ihn allzubreiten Blätter und zu langen Zeilen.

Der Bildteil nimmt sich «Antlitz Christi» (16) zum eigenen Maß und wertet die beiden folgenden Abbildungen (17, 18) ab, um dann in unerhörter Folge den Maler als Meister des Raumfreskos zu zeigen in den Werken: «Symbolische Darstellung des Sakramentes der Taufe» (19, 20), «Arme Seelen» (22), «Das Ewige Jerusalem» (23, 24), «Lumen Christi» (27, Projekt für Bruderklausenkirche Bern, das man endlich gerne in Ausführung gebracht sähe), «Eucharistischer Christus und Figur» (33), zusammen mit «Christuskopf» (52), «Eucharistie als Mahl» (34, das leider allzudeutlich die Spuren einer widerwärtigen Polemik trägt; es ist zu hoffen, daß der Maler dieses bedeutende, als wirkliche Verkündigung zu wertende «Triptychon der Eucharistie» kompromißlos zu Ende führen kann). Von den Glasfenstern sind «Engel der Wiesen» (37) und «Engel des Brotes» (38) und «Aufnahme Mariae in den Himmel» (41) bedeutend und wiederum Maß für und gegen anderes. Die Mitte erweist sich jedoch wiederholt als das Zeichenhafte: die absolute Transparenz, gebunden in die Gestalthaftigkeit des Antlitzes, «Christuskopf» (52, 56), des absoluten Raumes, «Adam» (55), «Stilleben mit Flasche und Apfel» (72) oder, vom Seinsgehalt des Kunstwerkes her gesehen auf gleicher Ebene stehend «Domenica» (68), «Tulpenbeet» (5), «Riedlandschaft» (77).

Frägt man nach dem Gesichtspunkt, der die Tafeln und Abbildungen wohl in die bestehende Anordnung gebracht haben mag, ist man ratlos. Wird innere Entwicklung aufgezeigt? Oder sind je ein oder mehrere Stücke verschiedener malerischer Gattungen geboten? Soll jede Tafel für sich sprechen? *Th. Zingg* hätte in seinem sonst lehrreichen Text (15–69) unbedingt auf die Weise, wie dieses Buch konzipiert wurde und wie es zu handhaben sei, hindeuten müssen. – Diese wenigen, eher kritischen Bemerkungen wollen jedoch den Wert des Buches in keiner Weise mindern. Im Gegenteil: daß es zu grundsätzlichen Überlegungen führt und diese aushält, zeugt für seinen Wert.

Doch nun zum zweiten Punkt, Gehr's Monographie als Geschichte und Sinndeutung künstlerischen Geschehens überhaupt.

Der Besuch auf dem heutigen Kunstmarkt gibt hierüber keine Auskunft. Vergeblich sucht man nach dem «Namen» Gehr. Vielleicht ist es jedoch besser um die Geschichte der religiösen Malerei bestellt, wenn sie sich eine innere Position schafft, das heißt einen geistigen Ort zeugt, der auf einmal nicht mehr wegzudenken ist. Diesen Ort bestimmt sich Ferdinand Gehr, gestützt auf sein Werk wie auf eine unsichtbare und für viele noch nicht vernehmbare Welt, in seinem Aufsatz «Grundlagen und Möglichkeiten einer neuen Sakralkunst» (71–77). Gehr wagt die Vorwegnahme eines seelisch-sinnlichen Zustandes, den der Mensch der kommenden Zeit sich aneignen muß, um sich selbst und die Wahrheit seines Daseins zu retten. Der Zustand aber ist als ein geläutertes Gehaben zu verstehen, das «sich einsam fühlt in dieser natürlichen Welt» (73), das erkennt, «daß alles, was auf dieser Welt geschieht, nur insofern bedeutsam wird, als es mit der geistigen Welt verbunden ist» (74). Von daher begreift Gehr nicht nur seine Kunst, sondern die Möglichkeiten der neuen Sakralkunst überhaupt, wie er es im Titel dieses kurzen, aber eines umfassenden Kommentars würdigen Aufsatzes ankündigt. «So muß es doch möglich sein, auch in der Kunst die Erfahrung des leiblichen Auges in allem was uns begegnen kann in Beziehung zu bringen mit der Wirklichkeit, die unser Geist in den Mysterien erkennt. Es wäre also ein neues Sprachmittel zu schaffen, welches diese Vermittlung herstellen würde ... Zeichenhaft abstrakt müßte wohl auch der Stil sein, welcher die heiligen Zustände und Bewegungen den Augen vermitteln könnte» (75). Die Mysterien allein sind die Inhalte der neuen Sakralkunst. (Vgl. die oben zitierten Titel, die nicht Programm

sind, sondern zusammen mit der malerischen Leistung übersehene, totgeschwiegene Mächte des Evangeliums zeigen.) In echter Kunst gehören Thema und Ausführung zusammen. Abschilderung eines christlichen Motivs genügt noch nicht zum Sein des Kunstwerkes. Sein Darstellungsmittel muß eng mit ihm verbunden sein. Den Mysterien aber, als rein geistigen, unsinnlichen Inhalten, entsprechen die magischen Darstellungsmittel, «die schon immer in wesentlichen religiösen Epochen gebraucht wurden; aber dadurch, daß diese Mittel den bekannten Gestalten der Glaubenswelt einverleibt sind, ist ihr Zauber gelöst und sie werden zu geisterfüllten Symbolen» (77).

Die Gehr-Monographie ist ein bleibendes Dokument zu diesen Erkenntnissen. Sie ist Entwurf zu einer Epiphanie des Heiligen, aufscheinend in sinnlicher «Schönheit, die wie ihre Schwestern, die Güte und Wahrheit,... auf ganz verschiedene Weise in Erscheinung treten kann» (77).

Gonsalv Mainberger, O.P

Berichtigung

Die C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München macht uns darauf aufmerksam, daß das von uns in Nr. 4, Seite 47, genannte Buch: «Der Mensch im Kosmos», übersetzt von Othon Marbach, nicht im Jahre 1958 erschienen sei, sondern erst im Herbst dieses Jahres herauskommen wird.

Die Redaktion

JEAN DANIÉLOU

Qumran und der Ursprung des Christentums

Aus dem Französischen übersetzt von Othmar Schilling
176 Seiten und 8 Bildseiten, 8⁰, Leinen 8,25 DM

Im Gegensatz zu den vielfach sensationellen Veröffentlichungen bietet der bekannte französische Theologe eine sachliche, wissenschaftlich erhärtete Darstellung der Lehren von Qumran und der Beziehungen der Qumran-Gemeinde zu Christus und dem Christentum. Es ist die erste in deutscher Sprache vorliegende fachtheologische Stellungnahme von katholischer Seite zu den Manuskriptfunden vom Toten Meer.

HENRICUS RENCKENS

Urgeschichte und Heilsgeschichte

Israels Schau in die Vergangenheit nach Genesis 1—3
Aus dem Niederländischen übersetzt von Hugo Zulauf
268 Seiten, 8⁰, Leinen 13,80 DM

Das schwierige Thema des Schöpfungsberichtes und alle durch den Text der drei ersten Kapitel der Genesis aufgeworfenen Fragen werden hier in einer sehr offenen und mutigen Art behandelt. Der Verfasser führt den Leser zu der Denkwelt Israels und erschliesst ihm so den dann verständlichen Text.
Die Kritik bezeichnet das Werk als epochemachend, «da der Autor als erster gewagt hat, konsequent bis zum Letzten zu sein».

Auslieferung f. d. Schweiz: Meinrad Verlag, Einsiedeln

MATTHIAS-GRÜNEWALD-VERLAG • MAINZ

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Börsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.-. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505. - Deutschland: DM 12.-. Best. und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstraße 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, PschA. Ludwigshafen/Rh., Konto Nr. 12975 Orientierung Zürich. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Halbjährl. ffr. 400.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. - Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142.181 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 70.—. USA: Jährl. $ 3.—.

Wir dürfen nicht abseits stehen

Immer wieder bedrohen Zwietracht und Terror unzählige Menschen mit Verfolgung und Vernichtung. Ungarn, Algerien, Tibet – das sind nur drei Stichworte, die uns daran erinnern, wie jenseits unserer Grenzen Haß und Gewalt jederzeit neues Elend, neue Heimatlosigkeit schaffen.

Angesichts des Massenelends der Flüchtlinge haben die Vereinten Nationen kürzlich die Durchführung eines «Weltflüchtlingsjahres» (30. Juni 1959 bis 30. Juni 1960) beschlossen, in dem die Anstrengungen der «freien» Welt zur Hilfe für die Heimatlosen intensiviert werden sollen. Wenn auch das Flüchtlingsproblem als Ganzes in diesem Jahr nicht gelöst werden kann, so liegt es doch im Bereich des Möglichen, durch gemeinsame Bemühungen die seit Jahren in den europäischen Lagern lebenden Flüchtlinge und die aus China vertriebenen Europäer in ein normales Dasein zurückzuführen.

Die Schweiz darf, obwohl nicht Mitglied der Vereinten Nationen, im Weltflüchtlingsjahr nicht abseits stehen. Unser Beitrag soll jedoch nicht in einer neuen Hilfsaktion bestehen; wir helfen zweckmäßiger, wenn wir die seit langem für die Heimatlosen wirkenden schweizerischen Hilfsorganisationen in diesem Jahre besonders tatkräftig unterstützen. Wir tragen im eigenen Lande die Verantwortung für viele alte, kranke und arbeitsunfähige Menschen, denen die Schweiz Asyl gewährt hat. Und wir möchten noch manchem verlassenen und bedürftigen Flüchtling helfen können. Die diesjährige, vom 15. Juni bis 15. Juli stattfindende Sammlung für die Flüchtlinge in der Schweiz gibt uns Gelegenheit, im Weltflüchtlingsjahr zu beweisen, was ein kleines freies Volk im Bewußtsein seiner humanitären Tradition an aufbauender Hilfe zu leisten vermag.

(Postscheckkonto VIII 33 000)

Schweiz. Zentralstelle für Flüchtlingshilfe

Photoapparate - Reparaturen

O. BUSCH Spezialwerkstätte für Photoreparaturen u. Feinmechanik

Zürich 1 — Rennweg 20 — Telephon (051) 27 90 04

Zum Marienmonat für das Marienjahr

ARTHUR VERMEERSCH S. J.

DIE MUTTERGOTTESFESTE

2., verbesserte und vermehrte Auflage. Neu bearbeitet von Josef Fiedler S. J. 400 Seiten, Leinen sFr. 16.—

«Dieses Buch erschien im Französischen bereits in der vierten Auflage. Es enthält eine Fülle von Anregungen zur persönlichen Muttergottesverehrung und zur christlichen Vertiefung des eigenen Lebens.»

Kirchenzeitung, Köln

«Wir können nur sagen, dass diese Betrachtungen wegen ihrer theologischen Tiefe, ihrer klaren Gliederung und ihrer einfachen, eingängigen Sprache geeignet sind, den marianischen Zug unserer Frömmigkeit zu fördern.»

Radio Vatikan

Durch Ihre Buchhandlung

Im Marianischen Verlag der V. A. Tyrolia
Innsbruck - Wien - München

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich

AZ Zürich